

J U G E N D

NUMMER 18 / 1937

Sondernummer Alt-München

PREIS 60 PFENNIG



Das Tauben-Mutterl

Oswald Melara

Kunst alt und neu

Als in der Zeit der Jahrhundertwende die „Jugend“ gegründet wurde, da verschrieben sich Gründer und Mitarbeiter einer neuen Idee: die Zeitschrift sollte zu einem Organ der schöpferischen Kräfte Münchens werden. In ihr sollte gediegenes Können und gesunder Witz sich aussprechen. Was jung war und jung sich fühlte, das sollte in einer schon damals von Mächten des Niedergangs bedrohten Zeit den Willen zum Leben und die Lust am Leben zum Ausdruck bringen. Daß manchmal die Lebensfreude eine tolle Kapriole schlug — was tat das? Wer von denen, die mit frohem Herzen das Treiben dieser künstlerischen Jugend verfolgten, kugelte nicht gerne einen Purzelbaum im Geiste mit? Die „Jugend“ erfüllte ihren Zweck! Sie verbreitete Jugend um sich und noch heute erhehlen sich die Augen der Älteren, wenn sie von der alten „Jugend“, vor allem von ihrer Glanzzeit sprechen. Man unterhält sich noch über dieses und jenes besonders gelungene Bild, die Meister hoher Zeichenkunst werden mit wahrer Verehrung genannt und so mancher Witz aus nun schon leicht vergilbten Blättern macht noch die Runde unter denen, die es erlebt haben, als er in schwarzem Druck das Licht der Welt erblickte. Ein junger Mann erzählte mir einmal vor etlichen Jahren folgendes: infolge widriger persönlicher Umstände war er entgegen den üblichen Gepflogenheiten seines Alters für einige Zeit dem Leben entfremdet worden. Er hatte sich scheu in sich zurückgezogen, war vertrieblich und unmutig geworden; zerfallen mit sich und der Umwelt, hatte er jedes Verhältnis zu Wein, Weib und Gesang, zu den Freuden des Daseins, verloren gehabt. Unwirsch hatte er gelegentlich bei einem Münchener Antiquar den Proband einer abgebildeten Zeitschrift mitgenommen. In einer trüben Stunde öffnete er — mehr mechanisch als bewußt — das dicke Heft, sein Blick fiel auf eine Bildseite, die ihn mehr und mehr anzog. Seine Augen sahen auf eine heitere Sommerlandschaft, licht dehnte sich die nur leicht gekräuselte Fläche eines Sees (der Würm- oder der Ammersee mochte den Künstler inspiriert haben), blau und weißgewölkt stand der hohe Himmel darüber. Im Vordergrund aber, zwischen einigen Schilfgräsern, zeigte sich die anmutvolle Gestalt einer jungen Frau in der Pracht brauner geschmeidiger Glieder. Brauche ich noch zu bemerken, daß der Zeitschriftproband, aus dem dieses Bild mit der Wirkung einer Schicksale lösenden Fee unserem bedrängten jungen Griesgram erschien, ein solcher der „Jugend“ war? Eine belebende Magie ging von dem Bilde auf den neue Hoff-

nungen schöpfenden Betrachter über. Es war, als ob das Sonnenlicht, das in dem wiedergegebenen Aquarell eingefangen war, bis in sein Herz hinein scheine. Obwohl des Stifts und des Pinsels nicht sonderlich kundig, ging er im Zwange einer ihm noch heute unerklärlichen Gewalt daran, das Bild zu kopieren. Gleichsam als Ausdruck eines über den Mißmut gewonnenen Sieges hängte er die Kopie an die Wand seiner Studentenbude. Er sagte mir, daß er von dieser Stunde an, den Anfang der Besserung seiner inneren und äußeren Zustände rechne.

Die „Jugend“ begann ihren Siegeslauf in einer Zeit, welche der Kunst, der Kultur und dem Geistesleben einen ganz neuen Aufschwung gebracht hat. Es war eine Zeit, die schonungslos Kritik am Hergebrachten übte und sich schöpferisch mit der Überlieferung auseinanderzusetzen versuchte. Wenn der neue Drang hin und wieder ins Kraut schoß, so sorgten spätere schwere Zeiten dafür daß solche Wassertriebe beschnitten wurden. In der Malerei ging jene auch für die Kunst unserer Tage maßgeblich gebliebene Auflichtung der Palette vor sich, der Erfindergeist der Technik schritt mit Siebenmeilenstiefeln voran und jeder philosophisch Denkende wettierte gegen abgestandene Begriffe, schlug zornig los gegen die Spiegelfechtereien einer heuchlerischen Scheinmoral. Wahrlich — der Mensch jener Tage warf wieder einmal eine zu eng und brüchig gewordene Haut von sich — ein neuer Tag wollte anheben.

Die Frühe dieses Tags ward bald durch das Ungewitter des Weltkriegs verfinstert und die Auswirkungen dieses Ungewitters gingen auf die Dauer leider auch an der „Jugend“, die bis dahin in echt vaterländischer Gesinnung beste deutsche Kunst gepflogen hatte, nicht spurlos vorüber.

Heute, da die ärgsten Schäden des Weltenbrandes gemildert sind, gemildert, ja weitgehend behoben in unserem neuen Deutschland dank des opferwilligen Einsatzes des Führers und seiner Getreuen, werden unter neuer Leitung auch die Schäden, welche die „Jugend“ befallen hatten, ausgemerzt.

Münchener Kunst und die „Jugend“, das waren zwei Begriffe, die fast schon einmal zu einer einzigen Vorstellung geworden waren. Jetzt öffnet die „Jugend“ ihre Seiten dem neuen Geschehen in unserer Kunst. Jugendliches Wollen regt sich allenthalben um uns — allem Jungen und jung Gebliebenen, sofern es von deutschen Geistes Kampf und Macht zeugt, will die verjüngte „Jugend“ dienen!



In der Au

Oswald Malura

Aus:

DAS SPITZWEGPFEIFERL

Von Wilhelm Herbert

mit frdl. Erlaubnis des Verlags Knorr & Hirth GmbH, München

Urwin, der Riese, steht mitten im Dultgaßl und merkt nicht vor Pein und Gedanken, wie ihm ein winziger frecher A-B-C-Schütze auf sausendem Schlitten durch das Tor seiner breitspurigen Beine fährt.

Er steht und stößt taktmäßige Dampfvolken aus den Nüstern und grollt dem Schuster und Herrn Spitzweg, der Margret, der Angebeteten, und dem Cäsar — und hat abwechselnd wieder ungeheuren Respekt vor Herrn Spitzweg und dem Schuster und dem Cäsar und der Margret...

Denn sie alle schaffen.

Er, der immer möchte und Pläne schmiedet, kommt nie dazu.

Aber jetzt!

Jetzt holla!

Der „ewige Hochzeiter“ — nein! Der Hochzeiter auf ewig!

Das will er dem alten Herrn Spitzweg da oben sagen... und noch was...

Doch dazu braucht er die „schöne Ausred“, von der Margret gesprochen hat — das Spitzwegpfeiferl.

Er schleibt mit den breiten Füßen vorsichtig den Schnee auseinander und sucht und sucht nach dem angeblich verlorenen Spitzwegpfeiferl.

Und findet nichts.

Ein paarmal meint er schon, er hätt's. Aber einmal war's ein Stück Kohle, einmal ein zerrissener Geldbeutel.

So steht er und schwitzt und das Bild einer lauschigen Schoppenstube im Vorweihnachtsdämmer flirrt ihm an den Augen vorbei. Da hört er des Schusters Hammer neckend und schürend klöppeln und klöppeln.

Zudem greift er was in seiner Joppentasche.

Gleich darauf ächzt und schreit die alte steile Treppe im Spitzweghaus unter Urwins mächtigen Sohlen.

Je höher er kommt, desto bedachtsamer steigt er. Desto finsterner



Alt-Münchener Volksleben am Chinesischen Turm

F. Kaiser

schauf er drein. Desto schwerer hebt sich seine Brust. Es muß ihm eine Sorge hart auf dem Herzen sitzen, die ihm den Atem nimmt.

Jetzt ist er oben. Drinnen hört er nichts. Er möcht' am liebsten umkehren und unverrichteter Dinge hinuntertappen — dem Weinstübl zu.

Aber aus dem Treppendämmer blitzen Margrets Augen vor ihm auf.

Da nimmt er den grünen Glaszug in die Hand und läutet. Lang bimmelt die Glocke im Gang drinnen nach.

Gemächlich schlurft die Alte heran und öffnet.

Sie schaut unwirsch.

Da lügt er.

„Ich hab' dem Herrn Spitzweg sein Pfeiferl g'funden.“

Das hellt ihr Gesicht auf. „Ah was!“ sagt sie freudig überrascht. „Kommen S' nur rein!“

Er tappt hinter ihr her an ein paar alten Schränken vorbei. Ruhig ist's hier und gemütlich — ein wenig Farben-, Kaffee- und Tabakgeruch in der Luft.

Der kleine Herr Spitzweg, altväterisch, fast eher ein Bürokrat, denn wie ein Künstler anzuschauen, steht rauchend am Fenster und freut sich, daß drüben am Horizont leis und bläulich die ersten Linien der Alpen auftauchen.

Ein klarer Wintertag wird's — ein Malertag. Ein kleiner lauschiger Freithofwinkel in Kramsach in Tirol steht vor ihm, wo er einmal

auf einer seiner Studienfahrten ein prächtig verschneites altes Kreuz gefunden und mit kurzen Strichen abgezeichnet hat.

Er dreht sich, um das Blatt unter seinen Skizzen zu suchen.

Da schiebt die Hauserin den Riesen ins Zimmer und sagt hinter ihm durch den Türspalt: „Der Herr hat das Pfeiferl g'funden.“

Dann ist sie draußen.

In hilfloser Verlegenheit dreht Urwin sein eigenes kurzes Pfeiferl in der Hand.

Um Spitzwegs klare Augen spielt der Schalk. Er weiß, daß es sein Pfeiferl nicht ist, und sieht's auch auf den ersten Blick.

Aber er nimmt's und steckt's ein. „Will doch hören“ — denkt er — „warum der so schwindelt!“

Er kennt ihn ja. Das ist der Herrgottsstadie von da drüben drunten im zweiten Stock — ein ganz netter Bursch, aber verbummelt, verbummelt.

„Hm! Sol!“ sagt Spitzweg. „Dank' schön! Setzen S' Ihnen!“

Dabei schiebt er ihm eine Zigarre hin.

Urwin kriegt heiße Ohren, setzt sich und entzündet das Kraut mit dem Papierfildibus, den ihm der Maler im knatternden Ofenfeuer angebrannt hat.

Spitzweg setzt sich ihm gegenüber. Er mag nicht mit jedem reden. Mit dem möcht' er. Da ist ja auch die SchusterMargret — so recht für ein Maleraug' — zwischen der muß was sein mit dem Riesen.

Was denn?



Alt-München. Marktszene am Marienplatz

Mettenleiter 1810

Kurzum, der andere interessiert ihn.

„Also“ — sagt er und bläst eine Wolke über den Tisch — „Was sind Sie?“

Urwin sangt wie im Kampf an dem Stengel. „Ich bin nix.“

„Ehrlich wenigstens!“ denkt sich der Künstler. „Wie alt sind S’ denn?“

„Vierunddreißig.“

„Vierunddreißig und noch nix! Hml! Hml!“

Spitzweg steht auf, geht ans Fenster und schaut seinen halbfertigen „Hochzeiter“ an, der auf der Staffelei steht. Ihm ist eingefallen, daß er selber erst ziemlich spät mit seinem eigentlichen Beruf angefangen hat — mit dem Malen. Er denkt an die Apothekezeit. Kritisch wird er gegen sich. Ob er Recht gehabt hat, umzusatteln?! Ob er wirklich das Höchste erreichen kann, was ein Künstler soll — die wahre Kunst — Natur mit innerem Auge sehen und so mit Seele wiedergeben, daß d’ran die Menschen sich freuen und ihr Geist sich erhebt?!

Aber er findet nichts auszusetzen, so sehr er sich plagt. Sonst hat er einfach sein eigenes Bild trotz allem darauf verwendeten Fleiß packen und in den Ofen schieben.

‘s wär das erste nicht.

Aber was anderes entdeckt er dran und schmunzelt d’rüber. Das Dirndl am Brunnen, dem da im Bild der Hochzeiter zierlich gespreizt mit dem Blumenstrauß naht, ist die Margret drüben, wie sie leibt und lebt. Schau! Schau! Die Margret! So von innen

heraus, mit dem einwendigen Aug’ unbewußt abkonterfeit, als hätt’s ein Porträt gegolten. Ja, ja, ein sauberes Dirndl! Ein richtiger Kunstgegenstand!

Die Frauen überhaucht ...

Und eine ihrer aller dermaleinst die Krone gewesen... die eine! Er schaut zu den Bergen hinüber und hätt’ schier ein wenig geseufzt. —

Da fällt ihm der verlogene Pfeiferfinder ein. Der hat in seiner rettungslosen Vergessenheit gedampft und gedampft und sitzt mit seinem roten Riesenkopf in einem blauen Rauchdunst wie ein halbfertiger Sonnenkern im Urweltnebel.

„Was möchten S’ denn eigentlich werden?“

„Maler!“ Urwin preßt’s heraus so schuldbeußt, als hätt’ er im Wald drauß’ einen heimlich erschlagen.

Spitzweg zieht die Augenbrauen hoch und streckt den kurzen Hals bedrohlich aus der schwarzen Binde. Schnell aber hat er wieder das Gleichmaß. Er geht an den Schrank, nimmt ein Blatt und Kohle heraus und legt’s vor den andern.

„Was zeichnen!“ sagt er und geht im Zimmer auf und ab.

Urwin starrt Papier und Kohle an und schaut dem Maler nach. Der bleibt vor ihm stehen und klopft mit dem Knöchel auf den Tisch. „Was zeichnen!“

Dann geht er hinaus und kommt nicht wieder.

Der Zurückgelassene möcht’ neuerdings am liebsten davonlau-

fen. Aber er stellt sich vor, er tät draußen gegen den kleinen Spitzweg stoßen und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gütigen Schalk... Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurach her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Sieheiß wird ihm und eisalt vor Eifersucht, vor künstlerischem Ehrgeiz und menschlicher Lieb'.

Das hätt' er machen müssen! So hätt' er sie malen sollen — frisch und jung und grad und müncherisch — ein frohschlanke Dirndl.

Achl Da wär' das „Du“ von selber wieder gekommen und ein Bußl dazu und die Hochzeit noch lang vor Lichtmeß!

Sein Auge schweift im Bild über das Dirndl hinweg zu dem Brunnen und dem hochgeliebten Haus dahinter — die alte Stein-treppe hinauf zur lauschigen Oberstadt bis zu dem sonnbe-glänzten Turm und dem Berg im Hintergrund — und dem Riesem Urwin wird so traudeutsch ums Herz, so heimatsstolz und weihnachtsselig, daß er meint, er müßt' vor der Margret unterm Christ-baum stehen und den Arm um sie schlingen und ihr das Bild da in die beiden Hände geben und flüstern: „Für dich — von mir!“ Aber freilich!

Verzagt läßt er den Kopf sinken. Das da hat nur ein großer Meister können — einer, dem unser Herrgott selber Aug' und Herz und Hand geädelt hat...

Kruzitürken! Es ist ihm, als sollt' er den Cäsar ballen hören und die Margret lachen.

Er kriegt einen Ruck, setzt sich an den Tisch, nimmt den Stift in die Hand und zeichnet drauf los.

Seine Margret! Margret auf seine Weisl Dultgaßl, Spitzwegstüberl und Welt sind untergegangen um ihn her — er zeichnet und zeichnet...

Da steht der Maler vor ihm, ein Paar Stiefel in der Hand, die er auf den Tisch stellt.

„Herzeigen!“ sagt er. Urwin schaut auf — anders wie vorher — stolz und fröhlich.

„Dai!“

Holla — Spitzweg hat kaum einen festen Blick auf das Ge-strichel geworfen, da packt ihn ein heiliger Zorn. Seine eigene Haushälterin hätt' ihn nicht mehr gekannt.

„Malefizpatzerell!“ schreit er, knittert mit einem Handgriff das

Blatt zusammen und schleudert's gegen den Ofen. „Das liebe Herrgottsdirndl so verschmiffieren!“

Urwin duckt sich, wie wenn ein helllicher Blitz auf ihn herunter-käm. In ihm brennt's vor Scham und Wut.

Was? Patzerei? Verschmiffieren? Wo er sein Bestes, sein Heilig-stes hingelegt hat! Alter Granthauer, dir sag' ich's.

Spitzweg ist schon wieder ruhig und gleichmütig geworden. Er holt die Papierkugel vom Ofenblech, glättet das Blatt mit der Hand auf dem Tisch und sagt mit trockenem Ernst, durch den aber doch noch der heilige Meisterzorn glollt: „Schauen S'! So darf man net mit den Menschen umgehen, wenn man ein Künstler sein will. Das is ein alter Haubenstock vom Tandelmarkt und kein Kopf — und eine windschiefe Vogelscheuch' von der Lüften und kein gesundes frisches Madl...“

Urwin blitzelt nach dem Blatt hin. Wirklich, jetzt, da ihm der Feuereifer verlaufen und der Stolz auf seine Künsterschaft zer-blasen ist, kommt's ihm schier selber wie eine Vogelscheuche vor, die einen Haubenstock auf hat.

Recht klein steht er da — sein Mut ist beim Teufel.

Spitzweg schiebt ihm die Stiefel in die Hand. „Die brauchen 's Flicker“, sagt er. „Wann s' der Berndmüller g'flickt hat, bringen S' mir s' wieder — und abzeichnen tun Sie s' auch!“

„Was soll ich?“ stottert Urwin, vor Wut am Zerspringen, aber ganz dasig nach außen.

„Die Stiefel zeichnen S' ab!“ sagt Spitzweg und nickt ihn hinaus.

„Ein Paar alte Malerstiefel richtig zeichnen is für den Anfang mehr Kunst als ein junges Dirndl verpatzen!“

Behutsam tappt sich der Riese hinaus und zieht die Wohnungs-tür sacht hinter sich ins Schloß.

Wie er aber den ersten Absatz hinter sich hat, brüllt er: „Herr-gottssaxendill!“ und feuert die Stiefel mit wildem Schwung über die Treppe hinunter, daß sie polternd und krachend in der Dunkelheit verschwanden.

Eine Viertelstunde braucht er, bis er sie wieder zusammenfindet.

Dann verbigert er sie vom unter dem Samtkorb und tritt so mit hochgebauchter Mannesbrust und tiefgesenktem Kopf in das Dultgaßl hinaus.

Überhaupt im zweiten Stock droben hinter'm Vorhang steht Margret, die just an dem Weihnachtzereviskäppl für den Vater stickt, und schaut mit brennender Neugier auf Urwin, der so geblät und geknickt heimkehrt von seiner Spitzwegfahrt.

Sie bangt und lächelt doch leise.

Wenn am End' gar...?

Sie konnten zusammen nicht kommen¹⁾

So weit war Hans Stiglmair's geheimer Ruhm durch das München des „Sturm und Drang“ in den neunziger Jahren verbreitet, daß sogar Stefan George, der Einsiedlerisch-Strege, allem bajuarischer-derben Humor Abholde, eines Tages den Wunsch äußerte, ihn kennenzulernen. Nun war im damaligen München zwar vieles möglich: das aber deuchte mir denn doch unmöglich! Konnte es doch in der Welt nichts Gegensätzlicheres geben als diese beiden! Ich bat mir also Bedenkzeit aus; schon weil die „Kometenbahn“ meines guten Freundes Hans Stiglmair nicht so ohne weiteres festzustellen war, da er Verabredungen grundsätzlich nicht einhielt und alles, seinem Grundwesen nach, dem Unberechenbaren überließ. Zunächst gab ich ihm also einmal ein Bändchen Gedichte von George zu lesen. Es waren die „Hymnen“ im ersten, nur für die Vertrautesten bestimmten Sonderdruck, in welchem die meisten Blätter des handgeschöpften Büttenspapiers leer gelassen waren, damit jedes Gedicht für sich allein wirken und sowohl als Schrift- wie als Hörbild unbehindert ausstrahlen könne. Es gab mir zwar einen Riß in der Seele, als ich mitan-

sehen mußte, wie Hans Stiglmair dieses kostbare Buch am Bier-tisch beim Augustiner im „Affenkasten“ mit seinen Bauernfanten packte und alsbald dicke Qualmuschwaden zwischen die edlen Blätter fauchte, die gewohnt waren, höchsten von Weihrauch oder dem Ruch des Sandelholzes durchdüftet zu werden. Und dann die vielen leeren Seiten! Und dann lauter kleine Buch-staben! Keine Interpunktion! Kein verstandesmäßig faßbarer Sinn! Eine absichtsvolle Sinnlosigkeit, die möglicherweise tiefsten Tiefsinn in sich barg! Und dazu die ägyptisch-hieratische Hymnik in Sprache und Gebärde! Hans Stiglmair war sofort entschlossen. „Den Versdichter muß ich kennenlernen!“ rief er, mich pflichtig durch seine große Goldbrille anblitzend, so daß ich alsbald von den schlimmsten Ahnungen erfüllt wurde und be-reute, die Vermittlerrolle überhaupt übernommen zu haben. Ich atmete daher erleichtert auf, als es zunächst wohl den Anschein hatte, als ob die seltsame Begegnung an der Lokalfregge scheitern sollte. Stefan George, der in München wie anderwärts sein ganz bestimmtes, sorgfältig ausgewähltes Kaffeehaus hatte und um keinen Preis der Welt dazu zu bringen war, auch einmal ein anderes zu besuchen, bestand darauf, daß man sich im „Café Luitpold“ treffen sollte, und der Einwand, daß Hans Stiglmair seinerseits ein solches überfeinertes Lokal niemals betreten würde und daß seine ganze Erscheinung ebensowenig dahin passen werde wie diejenige Georges etwa in den „Affenkasten“, blieb fruchtlos.

Aber so selten eine präzise Verabredung mit Stiglmair glückte,

¹⁾ „Sie konnten zusammen nicht kommen“ und „Die Löwenjagd“ sind mit tief. Erlaubnis des Verlages Georg D. W. Callwey, München, dem Buche: „Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende“ von Georg Fuchs entnommen. Schwabing, das fast allen genial-schöpferischen deutschen Seelen um die Jahrhundertwende Zufluchtsstätte gewesen ist, offenbart sich hier als Ausgangspunkt deutscher Jugend, deren Stürmen und Drängen scheinbar erfolglos verlausen mußte und das dennoch den Boden für die Wiedergeburt des Deutschums mit vorbereiten half.



Münchener Mädchen im Englischen Garten

J. Waldherr

so pünktlich ließ ihn die Tücke des Zufalls immer da auftauchen, wo man diesen Erzzeugner am wenigsten erwartete. So auch in diesem Fall — Eines Nachts saßen wir wieder George zuziele in dem uns sonst gar nicht sonderlich sympathischen „Luitpold“ in Gesellschaft einiger Ausländer: Franzosen, Flamen, Holländer, Polen, alle mit höchster Sorgfalt in lange, dunkle, bei ersten Schneidern in London oder Paris „krierte“ Geheücke gekleidet; blinkende Zylinder und auf Seide gearbeitete Abendmäntel neuester Fassung am goldbronzenen Kleiderländer, stillvoll gemusterte Plastrons mit tiefinsinnig-symbolischen Busenadnellen darauf: nephritene Skarabäen, Medusenhäupter und Abraxas — das alles zeugte davon, daß hier der „demier cri“ der Pariser „Parnassiens“ tonangebend war. Und wen auch wir Münchner keineswegs Neigung zeigten, uns diesem Stile zu unterwerfen, so hatte doch auch bei uns der Junge, meist in Paris seine Studien vollendende Maler den Künstlerschlapphut, wie er in den Witzblättern soeben noch als das Hauptkennzeichen des Künstlers gebräuchlich gewesen, und die rauhe Joppe der lange tonangebenden Wilhelm-Dietz-Schule abgelegt und befehligte sich einer gewissen „weltmännlichen Note“ im persönlichen Auftreten. Und nun das „Café Luitpold“ selbst, mit dessen sensationeller Eröffnung Ende der achtziger Jahre Münchens Wandel zur modernen „Großstadt“ offiziell — aber nicht ohne manche sympathische Rückfälle ins Kleinstädtische, ja Dörfliche — eingetreten sein sollte, galt in jenen Tagen für eine Art Weltwunder an mondäner Pracht und Eleganz, und die dort servierenden, ausgesucht feschten Kellnerinnen machten in der Schätzung der „Lebemänner“ und „arrivierten“ Maler den Bühnen- und Variété-Stars — Film gabs noch nicht — den Rang streitig. Mein im Luitpold-Block“ sein Ladengeschäft betreibender Friseur, bei dem auch diese Elite-Servierdamen und chancenreichen Wasser-Mäd-Divas ihre ziemlich komplizierten Frisuren aufbauen ließen, zeigte mir dann und wann einen ganzen Nibelungenhort an brillantenbesetzten Armbindern, Broschen, Ohrgehängen, Uhren, Ringen; alles Geschenke reicher Anbetder, die er als „Treuhand“ für Rechnung seiner Kundinnen zu verkaufen hatte, wenn die betreffenden Spender von München verzogen oder „untreu“ geworden, oder, was für den Gipfel der Gemeinheit galt, in das „Service“ einer Kollegin übergesiedelt waren.

Nicht als ob Stefan George dieses Milieu seiner Person besonders angemessen gefunden hätte! Im Gegenteil: seine strenge, fast mönchisch-asketische, immer würdig und ernst gefasste Natur fühlte sich da ebenso fremd wie im modern profanen Weltgetriebe überhaupt. Und wenn er trotzdem hier, wie in Paris, Berlin, Rom, gerade solche altemodernten Verkehrsstätten bevorzugte, so geschah das einerseits in der bewußten Absicht seiner sonst so weltabgewandten, einsiedlerisch bescheidenen Lebensführung ein Gegengewicht zu geben, und die Föhlung mit der Zeit und dem zeitgebundenen Menschentum nicht ganz zu verlieren; anderseits weil seine ganze Art sich zu kleiden, zu benehmen, zu unterhalten wirklich nicht in eine geräuschvolle Bierkneipe oder in eine spießige Stämmischer-Weinstube gepaßt hätte, auch seine stets zarte Gesundheit hätte ihm das nicht erlaubt. Ihm zuziele saßen wir also auch an diesem Abend im Luitpold in Gesellschaft jener meist prärraffelisch-symbolistisch eingestellten Parnassiens, welche, dem offiziellen Kunst- und Literaturbetriebe weit vorausliegend, die letzten Probleme im präzisions Pariser Aestheten-Argot erörterten. Und auf diesen illustren Kreis „Erfasener“ kam es nun herangestapft! Ich Unselbiger saß so, daß ich „s kommen sehen mußte, und doch, gemäß von Entsetzen, nichts dagegen machen konnte; kam es heran, das in der Sphäre ganz Unmögliche: mein guter alter Hans Stiglmair! — Ein verwitweter Jagerhüt mit wedelndem Gamsbart ins Genick geschoben, den alten Lodenmantel offenstehend, so daß man den abgeschabten Anzug und die grüne, mit silbernen Filigranknöpfen und einer allfränkischen Haar-Uhrkette gezeigte Sammetweste ja recht auffallend sehen mußte, grau karierte Knickerbockers und grüne Wadlstrümpfe an den unteren Extremitäten, und das alles auf der Basis kotiger Bergschuhe. Es war derart, daß ein anderer in solcher Kostümierung an dem scharfe Auslese haltenden Herrn Portier kaum unbeanstandend vorbeigekommen wäre. Ihn aber kannten diese Leute alle, und ein paar urbayrische Scherzworte öffneten ihm allenthalben die Pforten. Nun blieb nur noch die eine Hoffnung, daß er vielleicht andere Bekannte hier suche; aber auch diese erwies sich als trügerisch. Unabwendbar wie das Verhängnis selbst steuerte er unseren Tisch an, streckte mir harmlos-fröhlich beide Hände zum Gruße entgegen und wandte sich dann, ohne eine

„Vorstellung“ abzuwarten, gleich an Stefan George: „Aha! Da hamm'ern ja, den Versdichter! Grüß ehana Gott! Freit mich aufrichtig! Auch Unsereiner hält sich auf dem laufenden in der modernen Literatur.“ — Die Anspielung auf die „moderne Literatur“ genügte, um Stefan George erlebchen zu lassen; denn nichts war ihm zuwiderer, als mit der offiziellen „modernen Literatur-Poesie“ in einen Topf geworfen zu werden.

Aber es kam gleich noch dicker: sich nach Abiegung des tabakduftigen Lodenmantels mit einem urmüncherrischen: „Hoppla, Herr Nachher! Ruck ma a bissel! zamm!“ zwischen zwei hoch-elegante, parfümierte Pariser auf das rote Plüschsofa einschleibend, fuhr er mit unverwüstlicher Laune fort: „Schön ist's ohne Sinn zu dichten, wenn der Herbst sich selber bräunt.“

Auf dem Dache sitzt die Drossel, weiche dort zu sitzen scheint. So heißt doch in ihrem Gedichte, net wahr, Herr George? — oder irre ich mich? — Ists am Ende gar von Liliencron oder Bierbaum oder Dehmel oder Gumpenberg! Schaus, Herr George! man hat schon so viel mit unseren großen modernen Dichtern herumgesumft, daß man sich bald selber nimmer auskennt! — No ja: George oder Bierbaum: des is schließlich ja auch wurscht! — Marie: a Halbe Dunkels und an Kaas a, an Emmentaler!“ — Das schlug dem Faß den Boden aus! — Die ihm auch sonst in der profanen Öffentlichkeit nicht selten begehende Veranstaltung seines ihm wie ein magisches Symbol geradezu heilig geltenden Namens in „George“ war für George ein Qual. Ich meinerseits kannte Stiglmair nun zwar zu gut, um nicht zu merken, daß das alles Komödie war, aufgespielt, um sich ein wenig für den ihm angetanen Zwang, ins „Luitpold“ kommen zu müssen, zu rächen; aber es gab doch auch mir einen Ruck, als nun etwas geschah, was George, der sich in verhaltener Entrüstung bereits erheben wollte, wieder fassunglos auf seinen Sitz zurücksinken ließ: der ungehobelte Bajuware ließ seine Pratte mit sichtlichem Wohlgefühl über die verlockend gerundete Rückseite der Kellnerin gleiten, ein an Spießerstammischen älterer Bürger in München fast ritueller Begrüßungsbrauch, hier aber „shocking“ bis zum Extrem! Die feschte Kellnerin, in diesem „fashionablen“ Lokale natürlich an weit kultivierteren Formen der Huldigung gewöhnt, schlug ihm denn auch auf die Finger und enteilte mit einem schnippischen: „Ah, gehns weiter, Sie!“ Und da sie es selbstverständlich für unter ihrer Würde hielt, solch einen Menschen zu bedienen, sandte sie ihm das bestellte Bier nebst Käse durch ihre Adjutantin, das Wassermadl. Hans Stiglmair aber zeigte sich der Situation mehr als gewachsen: „Du, Madl“, sagte er zu der Kleinen, nachdem er sich mit dem Handrücken den tiefrenden Schnauzbart auswich: „Du Madl: geh, sagst über die Marie, sie derfzt fei scho selber kommen, wär'n doch alte Bekannte mitamsam. Welbt, wie sie noch so a rotnäzigs, zaun-rackerdürs Lausdindl war beim Soller im Tal, wo ich ihr immer mein Teller mit recht schöne Fleischbröckern drin zum Ausfressen hingeschoben hab, dem ausgehenden Luder, dem armen! Und sie möcht auch ihr Frau Mama von mir grüßen! Macht's alleweil noch a Spülmagd beim Großen Wirt in Schwaben draußen, die Frau Mama? und an Herrn Papa hats nie nicht gehabt. — Zum Wohlsein, meine verehrten Herren Franzosen, Russen, Schwaben, Türken, Meder, Perser, Syrer, Paphlagonier und die ihr gekommen seids von den Küsten der Cyrenaica zur Ausgießung des Heiligen Geistes, wie da geschrieben steht — zum Wohl!“ — Und damit erhob er sein Halbekrügel gegen jeden einzelnen der höchstskultivierten Träger europäischen Geisteslebens, welche sprachlos dieses Ungeheuer aus dem uraltesten Bajuwarischen anglotzten. Aber da änderte er plötzlich den Stil seines Verhaltens und begann bei jedem auf eine so witzige Manier Herkunft und Nationalität zu erraten und versuchte auf so urdrollige Weise seine jeglichen Muttersprache zu radebrechen, daß sich im Handumdrehen ein allgemeines Gelächter erhob, und als er denn gar unter tausend Scherzen den Dolmetscher zwischen der nun doch wieder ausgesöhnten Marie und den feinen ausländischen Herren machte, daß sie von so viel Galanterien in so vielen Sprachen ganz berauscht wurde, da war er der Held des Abends. — Nur George wollte nicht auftauchen. „Stumm, streng, steil und steil“, wie ihn Stiglmair „alliterierend“ kopierte, sah er bleich wie Banquos Geist an der Königstafel, nagte an seiner schmalen Unterlippe und warf mir von Zeit zu Zeit einen scheinenden Blick zu: die Verpöbelung seines Namens hatte ihn zu tief verwundet. Plötzlich warf er sich in seinen Mantel, setzte den Zylinder auf seine lange Locken und enteilte mit Knappem Gruße, jede Begleitung abblendend.



Inder Au

Oswald Malura

ALTMÜNCHENER KÜNSTLER-STREICHE

Die Löwenjagd¹⁾

Ein junger Bildhauer, einer der Haupt-Stürmer und -Dränger, hatte sich — um die Jahrhundertwende — von einer Afrika-Reise zwei junge Löwen mitgebracht, welche, da sie ihm als Modelle dienten, in einem Käfigraum neben seinem ebenerdig im Garten gelegenen Atelier untergebracht waren. Wer aber beschreibt das Entsetzen des Künstlers, als er eines Morgens diesen Raum leer fand! — Die Löwen waren fort! Garten, Haus, Nachbarschaft, alles wird abgesehen: die Löwen sind und bleiben fort! — Da, als ihm schon der Angstschweiß von der Stirn zu tropfen beginnt, schrillt das Telefon: — „Hier Schloßgüt Freimann. Es sind zwei junge Löwen unter unsere Schafe geraten und haben großen Schaden angerichtet. Wie wir hören, kommen Sie als halpflichtiger Besitzer in Betracht. Die Tiere sind vorläufig bei uns unter-

gebracht und können gegen Erstattung des entstandenen Schadens abgeholt werden.“ — „Ich komme sofort!“ — Das Auto rast los. — Aber o weh! Unterwegs fragt der Chauffeur, welches Freimann gemeint wäre. Es gibt nämlich ein Alt- und Neu-Freimann. Das war offenbar in der Aufregung nicht recht verstanden worden am Telefon. — Gleichviel: erst Alt-, dann Neu-Freimann, nur zu, nur zu! — So braust der Wagen durch beide Orte, hält an diesem, hält an jenem Hofe: nirgends will man etwas von einem Schloßgüt, nirgends etwas von Löwen wissen. — Also zurück! — Vielleicht haben sich die Biester inzwischen daheim wieder eingefunden. — Leider nein. — Also die Polizei anrufen! — Nichts amtsbekannt; aber man wird sofort verständigen, wenn... Peinvolle Minuten verrinnen! — Endlich klingelt das Telefon: „Hier Stadtgärtnerei! — Soeben sind uns zwei junge Löwen zugegelaufen. Nach polizeilicher Mitteilung haben Sie dort nach solchen gefragt...“ —

„Komme sofort!“ — Aber wieder stimmts nicht! — Die Stadtgärtnerei hat mehrere Amts- und Arbeitsstätten. Die im äußersten Süden vorweist den fast schon totgehetzten Meister nach der im äußersten Norden; und die im äußersten Westen nach der im äußersten Osten. Aber von überallher telephoniert, daß man nichts von Löwen gesehen habe und daß man sich solche

¹⁾ „Sie konnten zusammen nicht kommen“ und „Die Löwenjagd“ sind mit freil. Erlaubnis des Verlages Georg D. W. Callwey, München, dem Buche: „Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende“ von Georg Fuchs entnommen. Schwabing, das fast allen genial-schöpferischen deutschen Seelen um die Jahrhundertwende Zufluchtsstätte gewesen ist, offenbar sich hier als Ausgangspunkt deutscher Jugend, deren Stürmen und Drängen scheinbar erfolglos verbräusen mußte und das dennoch den Boden für die Wiedergeburt des Deutschlands mit vorbereiten half.

albernen Scherze „überhaupt“ verbitte. — Zu unangenehm, sich sowas sagen lassen zu müssen! — Da stimmt etwas nicht! — Nach Hause mit größter Geschwindigkeit! — Gleich schellt der Fernsprecher wieder: „Hier Zugspitzhaus! — Soeben sind uns zwei junge Löwen...“ — „Schluß! — Ihr Bazi, ihr elendig! — Schluß!“ Und da ist auch schon der Gärtner und meldet schmunzelnd: Die Löwen sind wieder da; niemand wisse, wie und wer... Na also! Ein fideler Reinfall! Aber man kann sich schon denken, wo er da wieder dahinter steckt. Die sollens büßen! — Einige Tage später klingelt das Telephon bei einem anderen Bildhauer, welcher vor allem als Spezialist für Grabmalplastik viel beschäftigt war. — „Hier Hotel Bayrischer Hof! Sind Herr Professor persönlich am Apparat? Bitte einen Augenblick: Seine Durchlaucht der Fürst von Henckel-Donnersmark wünscht den Herrn Professor zu sprechen.“ — Gleich darauf die sonore Stimme des Fürsten: „Ich bin auf der Durchreise hier und möchte Sie dringend sprechen. Man hat Sie mir von kompetentester Seite als den gegenwärtig hervorragendsten Bildhauer auf dem Gebiet der Grabmalkunst empfohlen. Es handelt sich um ein Monument für meinen unlängst verstorbenen Vater. Dürfte ich Sie möglichst sofort hier im Bayerischen Hof erwarten?“ — „Augenblicklich fahre ich, Durchlaucht! Alleruntertänigsten Dank für den ehrenvollen Antrag!“ — Und alsobald warf sich der „Gottsacker-Hias“, wie ihn seine Freunde und Kollegen, da er den Vornamen Matthias trug, unter sich nannten, in einen hochfeierlichen Gehrock, stülpte einen Zylinder mit Trauerflor auf sein Lockenhaupt, preßte seine Bildhauerpraxen in schwarze Glacés und sauste nach dem Bayerischen Hof. „Sie wünschen?“ fragt der Portier. — „Zu Seiner Durchlaucht, dem Fürsten von Henckel-Donnersmark.“ — „Wohnt nicht bei uns.“ — „Aber natürlich wohnt er hier! Er hat mich doch grad eben erst von hier aus angerufen!“ — Der Portier verweist achselzuckend an den „Chef de réception“; dort werden alle Meldebücher nachgeschlagen; der Fürst wohnt nicht im Hotel. „Aber“, fügt der Chef, dank einer plötzlichen Erleuchtung, hinzu: „Der Fürst wird im Russischen Hof abgestiegen sein; der gehört auch unserer Gesellschaft und hat mit uns denselben Zentral-Umschalter.“ — „Ach so! — Natürlich wird so sein!“ — Also zum Russischen Hof! — Aber auch hier will man vom Fürsten nichts wissen. „Jedoch“, so meint der Portier: „Seine Durchlaucht pflegten doch sonst immer im Hotel Continen-

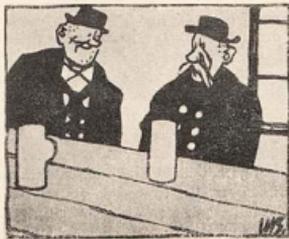
tal abzustiegen, als ich dort tätig war. Vielleicht liegt nur eine Verwechslung vor...“ „Selbstverständlich! So wirds sein! Ist ja nur ein paar Schritte in der gleichen Straße! Also auf ins Continental!“ — Als es aber hier wieder nichts war, da dämmerte dem abgehetzten Meister doch so etwas wie ein Racheakt für die beiden jungen Löwen, und er lohnte tief zerknirscht seinen Taxi ab — über sechs Mark hatte der Spaß gekostet! — und schlich zu Fuß nach Hause — grausame Rache brütend. Noch nicht lange steht er wieder vor seinem Modellierbock, da rassel der Fernsprecher: „Hallo! — Herr Professor selbst? — Hier Prinz A. von H. — Es handelt sich um ein Grabmonument für meine kürzlich verstorbene Gattin...“ — „Soso, eiell — Wissens was? — Lassens eana Olte in aner Sardinienbixsen beisetzen, Sö Depp, Sö! — Schluß!“ — Und triumphierend knallt der Hörer auf die Gabel. Mit hochgeschwelltem Busen kann sich der Meister nun wieder ans Werk begeben, in dem hehren Bewußtsein, seine durchtriebenen Kneipbrüder einmal ganz „zünftig“ abgetrumpft zu haben. — Aber was ist denn jetzt das? — Fahrt da auf einmal am Vorgartentürl ein hochherrschaftlicher Wagen vor! Ein Diener saust herunter und reißt, den Hut in der Hand, den Schlag auf; heraus steigt ein äußerst eleganter jüngerer Herr mit Trauerflor um den Arm, gefolgt von einem zweiten, ebenfalls offiziersmäßig feudal dreinschauenden, während der Bediente die Hauglocke in Bewegung setzt. — Allmächtiger Gott! Was bedeutet das? — Ein hoher Auftrag? — Der Meister eilt, die Türe zu öffnen. Und da steht der hohe Besuch vor ihm: „Ich bin der Prinz A. von H., der vorhin mit Ihnen telefoniert hat. Ich bin gekommen, um Sie für die unerhörte rohe Beleidigung zu züchtigen!“ Und da schwang die nervige Rechte des Besuchers schon das spanische Rohr über dem Haupte des unseligen Meisters. — War das diesmal ein „echter“ Prinz und ein „echter“ Auftrag gewesen! So ein Reinfall! — Doch ehe der Stock noch niedersausen konnte, hatte sich der Künstler geistesgegenwärtig vor dem „Rächer seiner Ehre“ richtiggehend auf die Knie geworfen und stammelte eine so humoristische Abbitte im Stil der pathetischen Tragödie, daß der Prinz und sein Begleiter das Lachen nicht verknäpfen konnten, wodurch der Meister Zeit gewann, mit allerhand komischen Ausschmückungen zu erzählen, wie das alles so hatte kommen müssen, dabei auch die beiden jungen Löwen nicht vergessend. Er bekam tatsächlich den Auftrag.



Junge Münchnerin

Mit frdl. Erlaubnis des histor. Stadtmuseums München

Alt-Münchener Humor



Gemütlich H. Bing

„I bin g'müatli! I wann oan a Watschen gib, zahl i giel die Begräbniskosten zwosta Klass.“

Mein Schwager, der Maler

Aus: „Alt-Münchener Schurken“, mit frdl. Genehmigung des Verfassers H. Franz.

Wißt ihr, was das heißt, wenn man einen Maler zum Schwager hat? Nicht einen Kunstmaler von Profession, nein, einen Maler quasi im Nebengeschäft, aus reiner Kunstbegeisterung. Der Herr bewahre euch! Der Herr schenke mir Stärke! Ich hab' einen solchen Schwager. Er malt mit Farben, Leinöl, Inbrunst und unerhörter Produktivität. Er malt auf Leinwand, Holz, Blech und Pappendeckel, auf die Vorderseite und hinten hinaus: Landschaften und Stillleben, Menschen und Viecher, Frau, Kind und Kocherl, den Kanarienvogel im Vogelhäusl; alles, alles das malt mein Schwager. Seine Wohnung hängt voll Bilder; meine Wohnung hängt voll Bilder; die Wohnung seines Bruders, seiner Tante ... Alle diese Bilder hat mein Schwager gemalt. Nicht ein Fleckerl nackte Wand ist dazwischen sichtbar. (Wir alle sparen uns so die Ausgaben für den Tapezierer.) Wenn seine Tochter einmal heiratet, oder sein Sohn eine Frau nimmt, o, für ihre künftigen Wohnungen sind immer noch genug Bilder in meines Schwagers Kasten, in der Speisekammer, auf dem Speicher. Gott im Himmel hat seine Freude an meinem Schwager. Er schenkt seinem Dilettantenpinsel stetig wachsende Geschicklichkeit. So kommt's, daß mein Schwager oft ein Werk aus früheren Perioden seines Schaffens, aus Sturm- und Drangzeiten, wieder hervorholt und in schonungsloser Selbstkritik über einen Sonnenuntergang von 1910 etwa ein Stillleben oder das Bild seiner Frau malt. Apropos, die arme Frau! 88mal hat er sie bisher gemalt. Aber man glaubt nicht; sie ist so schwer zu treffen. Mit dem Lineal, mit dem Zirkel, mit gespreizten Fingern und mit dem Zentimetermaß ist er ihr im Gesicht herumgefahren und hat die Distanzen gemessen. Aber es hat den Kuckuck: entweder wird der Hals um 8 Zentimeter zu lang, oder die Augen sind gut eine Handbreit zu weit auseinander, oder...; und es ist erklärlich, daß so ein Bild meiner schönen Schwester nicht ganz ähnlich sehen kann, und daß mein Schwager nach Jahr und Tag mit gereifterer Kunst eine „Mondnacht am Kleinhesselohrer See“ oder sonst was Passendes darüber malt.

Das wenn mein Schwager wüßte: meine Schwester hat vor 4 Wochen einen starken Handwagen voll Bilder ihres Gatten vom Speicher weg an den Tändler vom Anger verkircht. (Aber es war unbedingte Notwendigkeit: die Speicherbalken hatten nachgegeben, und der Boden hatte sich gesenkt.)

Der Tändler hat meiner Schwester 2 Pfund Seife und einen noch gut erhaltenen Mülleimer dafür gegeben. Aber mein Schwäger

dürfte es doch nicht wissen. Er hat einen Pik auf die Tändler. Es hat sich einmal einer ungebührlich gegen ihn benommen; auf dem Auer Tändlermarkt. Mein Schwager hat nämlich die Gewohnheit, die Bilder in den Trödlerbuden genau zu untersuchen. Er sagt, unter dem miserabelsten Geschmier kann oft das kostbarste Kunstwerk stecken. Übermalt, verstreichen Sie! Er pflegt deswegen ein klein wenig von den Bildern wegzukratzen, um zu sehen, ob nichts darunter ist. Die schönsten Bilder hätte man so entdeckt, behauptet er; die jetzt in der Pinakothek hängen. Ein Tändler hat ihm bei der Gelegenheit einmal Grobheiten und eine nette Rechnung gemacht. Mein Schwager spricht nicht gern davon; aber seitdem kann er die Tändler nimmer leiden. Das Kratzen freilich betreibt er immer noch; aber vorsichtiger.

Hab ich's nicht gesagt? Mein Schwager hat auf der Dult wieder ein Bild gekauft; für 20 Mark. „Herrschaft, so'n Fang“, sagt er. „Übermalt! Eine ganz klägliche Klexerei darüber. Aber wo die obere Schicht weggekratzt ist, werden Fleischöne sichtbar, von einer Weichheit...!“ Er hat mich eingeladen, mitzuwaschen. „Aber behutsam“ mahnt er. Vier Liter Terpentin haben wir bereits verworfen. Jetzt kommt warmes Wasser und Seife dran. Wenn mein Schwager wüßte, woher die Seife kommt! Seit nachmittag 3 Uhr waschen wir; und jetzt wird's schon ganz dunkel. Aber die Wascherei lohnt sich: die weichen, warmen Fleischöne fließen schon verheißungsvoll zu einem ganzen zusammen. Ein Frauenbildnis?

„Kathi, machen Sie mal ein Licht! Und meine Frau möchte mal aus dem Wohnzimmer herüber kommen, bitte, ja!“ Meine Schwester liebt lieb es nicht, die Küche unter Wasser zu sehen; sie hat sich vor der Wascherei ins Wohnzimmer geflüchtet. Jetzt kommt sie. Und die Kathi zündet die Lampe an. Mein Schwager hebt das Bild in den Lichtschein. Schwager, Schwester, meine Wenigkeit und die brave Kathi schauen gespannt... Ein vierfältiger Schrei: eine von den 88 Schwestern! Sie erinnern sich: der Hals um 8 Zentimeter zu lang, oder die Augen gut eine Handbreit zu weit auseinander, oder... Herrschaft, so'n Fang!



Erkenntnis H. Bing

„I moan allewei, mir zwoa sand für einander b'stimmt; jetzt krieg i scho 's dritte Kind von dir.“

Die Brücke des Lebendigen

Von allen Bezirken des Lebens hat seit je wohl kaum einer mehr die Gedanken und Herzen bewegt, um Sinn und Deutung gefragt, als die Kunst in der Fülle ihrer Gestaltung. Und das nicht von Ungefähr. Denn Kunst als Ausdruck und Sinnbild des Geheimsten und Unsagbaren eines Volkes rührt nicht nur an seine innersten Bereiche, sie entstammt ihnen unmittelbar, ist währendes und wirkendes Teil eines Wesens. Daß die Kunst eines Volkes lebendig sein wird, so lange dieses Volk selbst die Kraft des Lebens in sich trägt, dessen sind wir gewiß. Doch ist es gerade um der innersten Wesenhaftigkeit willen gemäß, des einen nicht zu vergessen: daß die Kunst wie alle Form des Lebendigen nicht aus Willkür und nicht allein aus dem Willen geschaffen, sondern im Strom von Wandel und Wechsel gewachsen und geworden ist, wie die Geschlechter, die sie schufen und trugen, daß sie gleich ihnen von Ahnen kommt und selbst einst Schoß eines Künftigen sein wird, daß sie damit das Gesetz des Lebens in sich trägt, dessen Ausdruck und Sinnbild sie ist.

Zwei Bilder stehen zu Anfang und Ende dieser Folge. Sie sollen mehr sein als Ausdruck eines äußeren Weges aus der Stille und Versunkenheit einer entglittenen Zeit in die klingende Helle und Hitze einer neuen Weltstunde. Es soll zwischen beiden jene geheime Kraft des Lebendigen spürbar werden, die Saat und Reife, Sturm und Stille, besinnliches Bereiten und heldisches Erfüllen gleichermaßen umfängt. Jeder Tag hat Stunden der Tat und Stunden der Verhaltenheit, wie möchte es im Lebenstag eines Volkes anders sein? Wir wollen nicht das Wort von der „alten Zeit“ mißbrauchen, doch wir glauben, daß auch ihr eine eingeborene Notwendigkeit innewohnte, daraus allein unsere Gegenwart zum Leben fand. Wer von uns Jungen weiß noch ein Rechtes von jener Zeit unserer Väter und Mütter? Vielleicht blieb ein Hauch aus der Kindheit, doch ist es kaum mehr als ein verwehtes Lied. Der Umbruch eines ungeheuren Erlebens, eine Wende elementaren Ausmaßes hat anderes Ziel und neue Klarheit gegeben. Dennoch wollen wir jene Zeit vor uns nicht schmähnen oder gering achten. Wohl trug sie ein Sterben in sich, war müde und in sich erfüllt. Aber was sie in der besinnlichen Stille jener sterbenden Tage in sich barg und werden ließ, war es nicht in Gesinnung, Glaube und am Ende in der Tat

edelste, ewig menschliche Haltung? Daß wir es nie vergessen: welche ungeheure Seelengewalt, welch Menschentum lag unter der brüchig gewordenen und am Ende beistenden Form jener Zeit beschlossen, daß der Weltumbruch des Großen Krieges ihre Menschen in das höchste überhaupt denkbare Maß von Bereitschaft und Opfer erhob! Und noch ein anderes bleibe bewußt: Jener Zeit der Stille, die wie ein tiefes Atemholen das Künftige sich bereiten ließ, gerade ihr sind alle die Menschen und Kräfte entwachsen, die unserer Gegenwart ein neues Weltbild formen und in sich selbst Zeugnis der ewigen Kraft des Lebens der Nation sind. Wenn wir heute des neuen Reiches Gestalt zu wachsen anheben sehen, so wissen wir, daß es auf Wille und Tat, Sehnsucht und Opfer ungezählter Geschlechter begründet steht. Und wenn wir der Ahnung einer neu sich gebärenden deutschen Kunst froh werden, so wollen wir eingedenk sein, daß auch sie gerade darum die Kraft des Lebendigen in sich tragen wird, weil sie aus dem Ursprung des Gewachsenen und Lebendigen kommt.

Wir besitzen für unser Volk das schöne Wort von dem „Volk auf dem Weg.“ Wie sehr ist dieser Begriff in der Tiefe seiner Bedeutung gerade dem Wesen der Kunst gemäß! Je ergriffener der deutsche Mensch sich dem Gestalt gewordenen Ausdruck seiner Seele hingibt, je gewaltiger und geheimer Bilder und Bauten, Traum und Lied, Werk und Sinnbild ihn anrühren, desto tiefer empfindet und begreift er, wie sehr dies Alles gleich dem Leben selbst Teil und Mal eines Weges ist, der aus der Tiefe der Zeit in die Ferne des Unbetretenen wächst. An diesem ewigen Weg der Nation stehen Haus und Dom, leuchten Steinmal und Bild, klingen Wort und Lied und wenn wir uns bewußt sind, daß auch eine neue Kunst, die erste steinerne Zeugen in den Raum eines neuen Tages setzt, ein Stück dieses ewigen Weges ist, so erweisen wir ihr gerade damit die rechte Ehrfurcht. Auch die neue Kunst, auf die wir hoffen und an die wir glauben, wird wachsen und sich gestalten, wird nichts Gestelltes und Gemachtes, sondern ein Gewordenes sein, auch sie eingebettet zwischen ein Gestern und ein Morgen, nach dem Gesetz des Allen innewohnenden Lebens, das wir — mit Goethes Wort — „fraglos verehren“. Denn ob Form und Bild gleiten und sich wandeln, das Wesen bleibt in seiner Beständigkeit.

H. F. Anders



Oswald Malura

Wolfram Dieterich

Frühe

Milder Hügel
Morgenfern,
Leichte Flügel
Regt ein Wind.
Überm Wald ein kühler Stern
In den blassen Tag verrinnt.

Bezauberung

Vogel im Baum singt,
Ein Traum,
Mein Herz schwingt
Im Lied.
Weiß kaum,
Was klingt.
Sieht nur die Wolke,
Die heiter zieht,
Weiß nicht,
Was geschieht.

In der Welt

Wie der Tag auch war,
Wird er immer sein.
In dem schwanken Jahr
Ist der Abend dein.

Leg' den Mantel ab,
Leicht und schwer.
Was die Stunde gab,
Gilt nicht mehr.

Ragt und scheint
Der Mond die Nacht.
Eines weint,
Eines lacht.

Einer singt und einer stirbt,
Glas ist voll und leer,
Juli ist, und Grille zirpt,
Welle rauscht im Meer.

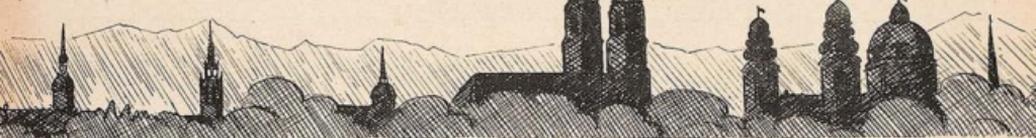
Gelassenheit

Das fällt von dir
Wie Schnee vom Mantel tropft,
Dies kleine Weinen
Und die frohe Wonne,
Und was im Herzen klopft,
Wird dir nicht wichtig mehr erscheinen,
Und wird wie Tag und Nacht
Sich unbedenklich lösen und vereinen.

Unbedenklichkeit

Wehrlos dem Herzen Raum zu geben,
Zu glühen, wo Verheißung droht
Erfüllung, Leid. Ein sorgend Leben
Schützt endlich keinen vor dem nahen Tod.

Sie werden erwartet!



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch

Besuchen Sie



CAFÉ AM DOM

Kaufingerstraße 75

Bis 1 Uhr nachts geöffnet

Eispalast und Café

Gelateria Italiana
Färbergraben 7

Eingang auch Fürstfelderstraße 14

Zum Beginn der Saison empfehle ich mein vorzügliches Eis Portion 20 Pfg. Tüte 10 Pfg. Venezian. Spezialität: Cassata

Guiseppe Dall'Asta

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kräutertee zur

Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers

In allen Apotheken erhältlich.
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München - Neuhausenstr. 8

Weinhaus Birz

Kaufingerstraße 33
Durchgang z. Dom

Die Altmündner
Weinstube.
Da ihr u. trinkt man
preiswert und gut.
Frühstück-
Dämmererschoppen
Täglich abends
Stimmung-
Schrammeltrio:
Pausika,
Leinberger, Anderl

Café LUITPOLD Restaurant

Vornehm-gemütliche Gaststätte Münchens

Sehenswerte Räume / Palmengarten

Täglich erstklassige Künstler-Konzerte

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR: **Helenenquelle**
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Erweh, Zucker!



Direkt vom Hersteller!

Stoppdecken ab M. 16,50

Daunendecken ab M. 38,50

Federn, Betten, Inlets gut und preiswert. Großes Lager modernster Bezugsstoffe. Umarbeitung alter Decken und Plümes. Unverbindliche Musterzusendung nach auswärts!

Centa Triendl, München F

Färbergraben 21/1 (Kein Laden!) - Telefon 13877

Klischees München
für Realitätsproben
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Werbung
bringt
Arbeit

Likörfabrik
Weinbrennerei
Punfche, Effige

HEMMETER

hohe Qualität, mäßige Preise

Die berühmten
DIEFFENBACH
Marken



Lesst die
JUGEND!

Was
sind
Lebensbunz!

Die Älteste, be-
liebte, bewährte Groß-
Organisation d. Stich-
findung u. seit nahezu
25 Jahren ein tägl.
ler, gewissen. Helfer
b. d. Eheanbahn. Keine
gowerbarm. Vermittl.
Vielausd. Amerikan.
auch von kirchl. Be-
hörden. Kostent. Derat.
Aufklärungschr. dirsk.
geg. 24 Pfg. Porto d. die
Bandenleitung.
Verlag Bereiter,
München 67
Sendlingerstraße 55

Kaffee Deistler

Inhaber: H. Bententieder

Telefon 25 228

Das gemütliche
familien-Kaffee

Darzügliche Konditoreien

100 in- u. ausländische Zeitungen

Bis 2 Uhr nachts geöffnet

Erholen Sie sich mit Ihren Ein-
kufen bei gutem Kaffee im

Café Fix Inhaber: H. Bockner

bei der Frauenkirche, Löwengrube 16

Schreier's
Skäuterturen
gegen

Rropf

u. **Bafedow**

tee zum Teinhen und Umhänge

Unschl. u. gestirbt. Preis. Die teigend

Schreibz. **Freide. Hajfreier**

0 a u z i g bei 204nden

Preiswert, solid,
Schuhe von Rid

Wasserfeste
Hausschuhe
in allen
Preislagen

Unform-
zugtaffel in
großer Auswahl!

Strassenschuhe

Hauptpreislagen RM.
34,50, 36,50, 38,50 usw.

Schuhhaus

Rid

München 2 NO
nur Fürstenerstraße 7

1 Min. v. Odenseplatz
und sonst nirgends.

Gründet 1873

Vertragserlieferung der
A. B. C. - Lieferant
aller Kleiderkassen

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graphische Kunstanstalt W. Sdüh

München, Hecentstr. 8-10, Telefon 20 763

Promenade-Café Vokt

München, Ritter-von-Epp-Platz 19, Telefon 11661

Gemütlicher Aufenthalt
ff. Torten, Eis, Pralinen
eigener Herstellung



O. Malura

Herr Willibald Dräsicke, Fabrikant aus Hannover, kam in sein Berliner Stammhotel und sprach:

„n' Zimmer!“

„Ein oder zwei Betten, Herr Dräsicke?“

„Zwei. Meine Frau kommt mit dem Nachtzug aus Hannover nach!“

„Können wir der Gnädigen vielleicht nach ihrer Ankunft gleich das Zimmer anweisen? Wie sieht die Gnädige aus? Blond? Schwarz? Klein? Groß?“

„Donnerwetter“, sagt Dräsicke, „das kann ich doch jetzt noch nicht wissen!“

Wahres Geschichtchen

Vor einigen Tagen hatte ich ein Rendezvous, sie hatte mich besonders durch die Schönheit ihrer Zähne zu heißer Liebe entflammt. In Anbetracht der Umgebung konnte ich auf dem abendlichen Heimwege nur durch einen langen innigen Kuß meiner Liebe Ausdruck verleihen. Hier nach war sie durchaus nicht zu bewegen, weiterzugehen; sie blieb stehen und suchte mit spähenden Augen den grasbewachsenen Boden ab. Auf meine wiederholten Fragen erhielt ich dann endlich in dumpfen Lauten die niederschmetternde Antwort:

„Ich habe mein Gebiß verloren!“

Mein Freund, der Bildhauer N. empfängt am Montag früh sein Modell und ist entsetzt über das total veränderte Aussehen des braven Mannes. Unter beiden Augen große blaue Flecken, die Nase dick geschwollen. Stirn und Wangen zerschunden, ja, er scheint sogar weniger Haare auf dem Kopf zu haben, als am Samstag.

„Was ist geschehen?“ fragt mein Freund ganz entsetzt. „Sind Sie überfallen worden?“

„Nein“, lautet die Antwort, „ich bin bloß aus meinem Verein ausgetreten!“

Im Gegensatz zu unserer Marie liebt es die Kollegin vom oberen Stock, beim Einholen des Abendtrunks längere Zeit plaudernd auf der Straße zu verweilen. Um nun für diese dem Bier wenig zuträgliche Promenade eine Ratschgenossin zu gewinnen, hielt sie kürzlich unserer Marie, als diese mit dem vollen Krug schleunigst ins Haus zurückkehren wollte, eine Standardrede: „Warum tust denn allweil gar so g'schwind mit deim Bier?“

„Well's sonst net frisch bleibt!“

So, du bist no schön dumm! Wann i amal lang ausblieben bin, nacha mach i einfach den Schaum wieder drauf mit dem Haus-schlüssel!“



O. Malura

Sie können's nicht begreifen ...

